Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 37 (1957-1958)

Heft: 9

Artikel: Dionysos und Christus in der Lyrik Josefs von Eichendorff : zum 100. Todestag der Dichters am 26. November 1957

Autor: Lüthi, Hans Jürg

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-160725

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIONYSOS UND CHRISTUS IN DER LYRIK JOSEFS VON EICHENDORFF

Zum 100. Todestag des Dichters am 26. November 1957

VON HANS JÜRG LÜTHI

Am Anfang von Eichendorffs Novelle «Das Marmorbild» singt der Dichter Fortunato ein Lied, in dem er die beiden Gottheiten Dionysos und Christus einander gegenüberstellt, das Reich der Weltlichkeit, der lachenden, lebensvoll glühenden Diesseitigkeit demjenigen der himmlischen Ewigkeit. Zwei Seinsmöglichkeiten werden gezeigt, die dann in der Novelle um die Seele des Helden ringen und die über deren Handlung hinaus für Eichendorffs Wesen und Schaffen von größter, entscheidender Bedeutung sind. Im ersten Teil des Liedes, das unter dem Titel «Götterdämmerung» in die Gedichtsammlung eingegangen ist, wird die Göttlichkeit des Dionysos gefeiert, dessen Gefolge zum seligen Schwarm vereint, gleichsam eingeschmolzen ist in die Gemeinsamkeit übermächtigen Erlebens. Zu seinem Reich gehört, «was schön auf der Welt», das lokkende, grüne Revier der Natur überhaupt.

Der aus diesem Reiche wehende Hauch berührt erweckend den Dichter; denn die Natur ist es ja, die ihn in den schöpferischen Zustand lyrischen Erlebens und Schaffens versetzen kann.

Nachts

Ich wandre durch die stille Nacht,
Da schleicht der Mond so heimlich sacht
Oft aus der dunklen Wolkenhülle,
Und hin und her im Tal
Erwacht die Nachtigall,
Dann wieder alles grau und stille.

O wunderbarer Nachtgesang:
Von fern im Land der Ströme Gang,
Leis Schauern in den dunklen Bäumen —
Wirrst die Gedanken mir,
Mein irres Singen hier
Ist wie ein Rufen nur aus Träumen.

Der Wanderer erlebt den Zauber der nächtlichen Natur. Das Feste, Umrissene, Ruhende verschwimmt und löst sich auf. Das Schleichen des Mondes, das Ziehen der dunklen Wolkenhülle, die hin und her im Tal

erwachende Nachtigall, sie werden zu der großen Bewegung der Nacht, die dem wandernden Dichter entgegenfließt. Der Gang der Ströme, das Schauern der Bäume erklingen als wunderbarer Gesang, der ihn überwältigt und verzaubert. Das Ich, das am Anfang als Subjekt in klarer Individuiertheit der stillen Nacht gegenübersteht, ist im zweiten Teil gewandelt, zum Objekt geworden, das vom Nachtgesang erfüllt und beherrscht wird; das klare Denken ist zum irren Singen geworden, das aus den Tiefen des Unbewußten und Unvernünftigen emporsteigt, ein Rufen aus Träumen ist. «Nachts» ist das lyrischste aller lyrischen Gedichte, weil es den Vorgang der lyrischen Verwandlung des Menschen, das lyrische Urphänomen selbst zum Gegenstand hat. Wir wohnen in ihm der dionysischen Verzauberung des Dichters bei, der als vernünftiges, denkendes, seiner selbst bewußtes Wesen aufgelöst wird, die Natur in sich eindringen läßt und selbst in sie eingeht. Der Abstand zwischen Ich und Nicht-Ich verschwindet damit, und dieses Einswerden mit der Natur wird mit rauschhaftem Entzücken erlebt, da das Sprechen zum stammelnden Rufen aus Träumen wird. Die Schranken des Individuums fallen, es wird aus seiner Begrenztheit erlöst zu einem Zustand der Einheit im Reiche des Dionysos, von dem es in trunkenen Worten kündet.

Der dem Dionysischen ausgesetzte und offene Mensch ist ein Wanderer, der rastlos und entzückt durch die schönen Täler und rauschenden Wälder zieht, über weite Höhen und an dunklen Klüften vorbei. Sein Sinnen geht nach dem weit Entfernten, sein Herz ist erfüllt von jener Unruhe, die schmerzlich und beglückend zugleich ist, erfüllt von Sehnsucht und Fernweh. In einem seiner bekanntesten Gedichte teilt Eichendorff die menschliche Gesellschaft in zwei Klassen ein, in «die Trägen, die zu Hause liegen», die an Beruf und Familie denken, die Philister, und in die Günstlinge Gottes, die Wanderer. Sie sind der Schönheit, den Wundern der weiten Welt und ihrer Verführungskunst offen, sie hören und spüren das Locken des Dionysos, dem sie nicht widerstehen können.

Offen stehen Fenster, Türen,
Draußen Frühlingsboten schweben,
Lerchen schwirrend sich erheben,
Echo will im Wald sich rühren.

Das offene Fenster ist bei Eichendorff immer wiederkehrendes Symbol der in die Ferne gerichteten, ihr weit offenen Seele. Die so gestimmten Menschen können der Verlockung nie wiederstehen, Sorge und Not schwinden, wenn der Ruf geschieht, sie geben auf und verlassen alles, um ihm zu folgen. — Der von Sehnsucht und Fernweh getriebene Eichendorffsche Wanderer erträgt die Gebundenheit an einen Ort oder einen festen Zustand nicht, er muß Abschied nehmen, da er nur in der Erwartung, in der Bewegung nach der Ferne hin richtig leben kann. Er

unternimmt letztlich den Versuch, den Raum überhaupt zu überwinden, und damit will er eine lästige Fessel des an sich Menschlichen abstreifen; denn der Mensch als individuiertes Wesen ist an den Raum gebunden. Den Raum überwinden wollen bedeutet den Versuch, aus den Grenzen des individuierten Seins überhaupt zu entfliehen, das principium individuationis zu zerbrechen. Da aber beginnt das Dionysische.

Die dionysische Verzauberung tritt nicht nur im Rausche des Wanderns und Reisens auf. Bestimmte Zeiten sind ihr besonders günstig: der Frühling, die Schwüle des Mittags etwa. Vor allem aber ist es die Nacht, da Dionysos seinen verlockenden und verzaubernden Ruf erschallen läßt, um den Verstand des ihm offenen Menschen zu wirren und seine Seele zu befreien. Das Gedicht «Nachts» zeigt beispielhaft die Wirkung des wunderbaren Nachtgesanges. Es ist nicht eine dunkle, lichtlose Nacht; der wandernde Mond erhellt sie mit zauberischem Licht, das alle Gegenstände unklar ahnen läßt, den Raum vertieft und gleichsam das Innere der Natur öffnet. Und aus ihr steigt etwas empor, das dem Menschen entgegenströmt und sein uraltes Sehnen, das zu dieser Stunde die großen Flügel dehnt, liebend empfängt. Eine magische Lokkung ruft aus den Gründen, der Mensch folgt ihr, er steigt hinab in die offene Natur; seine Träume und die der Natur suchen sich gegenseitig und durchdringen sich. So wie in der geheimnisvoll dämmernden Nacht alles fest Umrissene verschwimmt, so wird auch die feste Individuiertheit des Menschen aufgelöst, und ein Einheitszustand bereitet sich vor, in dem er aus seiner Vereinzelung erlöst wird.

Lockung

Hörst du nicht die Bäume rauschen
Draußen durch die stille Rund'?
Lockt's dich nicht, hinabzulauschen
Von dem Söller in den Grund,
Wo die vielen Bäche gehen
Wunderbar im Mondenschein
Und die stillen Schlösser sehen
In den Fluß vom hohen Stein?

Kennst du noch die irren Lieder
Aus der alten, schönen Zeit?
Sie erwachen alle wieder
Nachts in Waldeseinsamkeit,
Wenn die Bäume träumend lauschen
Und der Flieder duftet schwül
Und im Fluß die Nixen rauschen —
Komm herab, hier ist's so kühl.

Dieses lyrische Gebilde ist von einer unbegreiflichen, berauschenden Schönheit und zeigt uns die dämonischen Möglichkeiten von Eichendorffs dichterischer Sprache. Nie sind musikalischere Verse geschrieben worden als diese, eine stärkere Intensität der Stimmung erscheint kaum als möglich. Sie erfaßt alle Sinne und dringt ein in die weit offene, erwartende Seele. Innen und Außen verbinden und durchdringen sich, die natürliche Landschaft ist zugleich Seelenlandschaft, das Wirkliche wird zum Symbol und bleibt doch zugleich noch wirklich. Die Tiefe des Grundes ist auch die Tiefe der Seele, wo das Unbewußte dunkel haust. Die nächtliche Waldeinsamkeit, für sich schon von berückendem Zauber, ist bei Eichendorff immer wiederkehrendes Symbol für den mütterlichen Schoß alles Lebendigen. Und die irren Lieder, die hier erwachen, sie führen zu der alten, schönen Zeit, zum Urzustand, zum Ursprung, da noch Einheit war und die Menschen noch nicht das Leid der Individuation leiden mußten. Sie gehen zurück zum Anfang, der vor aller Zeit war, und die Schönheit der «alten Zeit» besteht gerade im Aufhören des zeitlichen Ablaufes. Zu der Überwindung des Raumes kommt hier die Überwindung der Zeit; der Mensch wird nicht nur aus der räumlichen, sondern auch aus der zeitlichen Welt erlöst.

Die Sehnsucht nach solchem raum- und zeitlosen Zustand ist zutiefst im Menschen lebendig, darum verspürt er die nächtliche Lockung immer wieder.

Kennst die Blume du, entsprossen
In dem mondbeglänzten Grund?
Aus der Knospe, halb erschlossen,
Junge Glieder blühend sprossen,
Weiße Arme, roter Mund,
Und die Nachtigallen schlagen,
Und rings hebt es an zu klagen,
Ach, vor Liebe todeswund,
Von versunknen schönen Tagen —
Komm, o komm zum stillen Grund!

Abermals ertönt durch den Nachtzauber die dionysische Lockung. Mit stärkster Intensität tritt hier das Streben nach völliger Vereinigung von Mensch und Natur auf. Die aus der Knospe sprossende Mädchengestalt zeigt ein aus dem Vegetativen wachsendes, mit der webenden Natur unmittelbar verbundenes Menschliches. Das bedeutet, daß in der Natur etwas dem Menschen Verwandtes, ihm Entgegenstrebendes lebt. Die Vereinigung damit ist wie die liebende Umarmung von Mann und Frau, und eine unstillbare Sehnsucht nach ihr erfüllt den Menschen und die Natur. Beide stimmen das vor Liebe todeswunde Klagen an, denn Mensch und Natur sind gleichermaßen von Erlösungssehnsucht erfüllt. Wird sie nicht gestillt, so ergreift ein wahnsinniger, verzehrender Schmerz

die vor Liebe Todeswunden. Die Erfüllung in der Vereinigung aber verspricht eine rauschhafte Beglückung, die Überwindung aller Schmerzen, die Erlösung vom Leid der Individuation und aus aller Begrenzung und Zeitlichkeit; sie verspricht die Auflösung der Persönlichkeit. Sie führt in jenes raum- und zeitlose Revier, «in welchem alle Lust und Pracht der Erde entzündet und wo die Seele wie im Traum frei wird mit ihren dunklen Gelüsten». Sie ist eine rauschhafte Erfüllung und Erlösung, eine durch Dionysos vollzogene Vereinung des Menschen mit dem Ursprung und innersten Wesen der Natur.

Aber diese dionysische Vereinigung gibt keine wahre Erfüllung, gewährt keine eigentliche Erlösung, denn sie hat keine Dauer. Der Rausch, der die Erlösung vorgaukelt, verfliegt, und es folgen Erwachen, Ernüchterung und neue, brennende Sehnsucht nach Erlösung, scheinbarer Erlösung. So entsteht die Ruhelosigkeit, die ewige Unbefriedigung der Dionysos Verfallenen.

Hinter der dionysischen Erlösung lauert der Tod. Oft spricht Eichendorff von der gefährlichen Verlockung und todbringenden Erfüllung; viele Menschen, die der Verführung nicht widerstehen können, genießen einen kurzen, überwältigenden Rausch, dem sofort Tod und völlige, dauernde Auflösung folgen. — Aber auch die aus dem Rausche wieder Erwachenden, Weiterlebenden sind nachher ständig bedroht: Dionysos läßt sie nicht mehr los, sie sind seine Gefangenen und können sich aus der bösen Zauberei nicht mehr befreien. Der Dionysosdienst höhlt aus und zerstört innerlich.

Der irre Spielmann

Aus stiller Kindheit unschuldiger Hut
Trieb mich der tolle, frevelnde Mut.
Seit ich da draußen so frei nun bin,
Find' ich nicht wieder nach Hause mich hin.

Durchs Leben jag' ich manch trüg'risch Bild,
Wer ist der Jäger da? Wer ist das Wild?
Es pfeift der Wind mir schneidend durchs Haar,
Ach Welt, wie bist du so kalt und klar!

Du frommes Kindlein im stillen Haus,
Schau nicht so lüstern zum Fenster hinaus!
Frag mich nicht, Kindlein, woher und wohin?
Weiß ich doch selber nicht, wo ich bin!

Von Sünde und Reue zerrissen die Brust,
Wie rasend in verzweifelter Lust,
Brech' ich im Fluge mir Blumen zum Strauß,
Wird doch kein fröhlicher Kranz daraus! —

Ich möcht' in den tiefsten Wald wohl hinein,
Recht aus der Brust den Jammer zu schrein,
Ich möchte reiten ans Ende der Welt,
Wo der Mond und die Sonne hinunterfällt.

Wo schwindelnd beginnt die Ewigkeit,
Wie ein Meer, so erschrecklich still und weit,
Da sinken all' Ström' und Segel hinein,
Da wird es wohl endlich auch ruhig sein.

Der tolle, frevelnde Mut hat ihn zuerst die Unschuld der Kindheit und dann die Geborgenheit des frommen Menschen verlieren lassen. Er wollte die Erfüllung im dionysischen Rausche, wollte sie durch ihn schon in diesem Leben; er wollte die Erlösung vom Leid der Individuation durch reine Weltlichkeit, wollte den in der Verzückung genossenen Einheitszustand zum dauernden machen oder doch immer wieder neu erfahren, er wollte die Aufhebung von Zeit und Raum gleichsam in diese endliche Welt hineinzwingen. Dieses Beginnen aber ist Frevel, denn solche Lust und Erfüllung ist dem Sterblichen nicht gegeben. Der sie sucht, verneint den Geist und löst sich von Gott; sein Weg führt in die Tiefe, zum dunklen Urgrund der Seele und in den tiefsten Ursprung der Natur, wo noch kein individuiertes Leben ist. Damit aber verrät er die wahre Bestimmung des Menschen, die ihn zum Geist, zu Gott weist. Dieser dionysische Erlösungsweg gewährt also keine wahre Erlösung; Dionysos und die tausend lockenden Stimmen seiner zauberhaft schönen, verführerischen Welt sind trügerisch. Der irre Spielmann hat den Trug der Welt erkannt, den Zauberschleier der Maya durchschaut; er hat, durch die der Verzückung immer wieder folgende Ernüchterung geklärt, einen Blick in das Wesen der Welt getan, und jetzt erscheint sie ihm kalt und klar, der Grund ist entzaubert. So will er nur noch das Ende; er möchte in den tiefsten Wald hinein, der das Leben wieder zurücknimmt, an das Ende der Welt, wo Mond und Sonne hinunterfallen, wo also Raum und Zeit aufhören. Dort ist das erschrecklich stille Meer der Ewigkeit, das bereits jenseits unserer Erkenntnismöglichkeit sich befindet; es läßt alle Lebensströme und alle von denkenden Menschen gelenkten Schiffe in sich versinken und Vergessen trinken. Da ist Ruhe, ist Tod ohne Auferstehung; denn diese schwindelnde Ewigkeit ist leer, ist das Nichts. Dionysosdienst und Nihilismus sind unmittelbar benachbart, das ist Eichendorffs tiefste Erkenntnis. «Der irre Spielmann» ist eines seiner großartigsten Gedichte, besonders die zwei letzten Strophen gehören zum Erschütterndsten in der deutschen Dichtung und sind von einer geradezu bestürzenden Modernität. Sie beweisen, daß die Verzweiflung der Ausweglosigkeit nicht eine Erfindung der Moderne ist, sondern von Dichtern wie Eichendorff schon zutiefst erlebt wurde; nur besaß dieser die Kraft, sie zu überwinden, die vielen modernen Dichtern fehlt.

Aber noch eine andere Möglichkeit des Dionysosdienstes sieht Eichendorffs prophetischer Geist. Der irre Trieb im Menschen, der meistens erlösungssüchtig die Auflösung der Persönlichkeit sucht und aus Ungenügen am Irdischen das Leben schließlich flieht, kann seinen Entgrenzungsdrang auch innerhalb des Lebens selbst zu befriedigen suchen. Der Dionysosdienst führt dann zu einer gewaltigen Steigerung des Lebenswillens, der aus allen Fesseln sich löst und in völliger Selbständigkeit hervortritt. Die Todeslust wird zur Lebenslust, die in der Brust des Menschen geweckt wird und wie ein wildes Tier plötzlich reißend ausbricht.

Memento

Solange Recht regiert und schöne Sitte,
Du schlicht und gläubig gehst in sichrer Mitte,
Da trittst du siegreich zwischen Molch und Drachen,
Und wo du ruhst, da wird ein Engel wachen.
Doch wenn die Kräft', die wir «*Uns selber*» nennen,
Die wir mit Schaudern raten und nicht kennen,
Gebundne Bestien, wie geklemmt in Mauern,
Die nach der alten Freiheit dunkel lauern —
Wenn die rebellisch sich von dir lossagen,
Gewohnheit, Glauben, Sitt' und Recht zerschlagen,
Und stürmend sich zum Elemente wenden:
Mußt Gott du werden oder teuflisch enden.

Die Menschen, in denen sich die chaotischen Kräfte so verselbständigen, werden aus jeder schützenden und bergenden Bindung herausgerissen und stehen in maßloser Vereinzelung da. Solche Vergottung oder Verteufelung des Ich ist gleichermaßen Sünde und läßt, wenn sie nicht aufgegeben wird, den Menschen in der Selbstzerstörung enden.

Eichendorff ist entzückt von der Natur, magisch zieht sie ihn in ihres «Bannes zauberische Ringe», und er findet die berückendsten Töne für die Beschwörung der dionysischen Welt. Aber zugleich ist er immer von tiefstem Mißtrauen gegen sie erfüllt und wird eine geheime Angst nicht los. Sein Ausruf «Hüte dich, bleib wach und munter!» ist eine Warnung vor Dionysos, und er könnte fast als Motto über das Eichendorffsche Werk gesetzt werden. Schon im zweiten Teil des am Anfang erwähnten Gedichtes «Götterdämmerung» fällt die Entscheidung des Dichters. Wir erleben die Dämmerung der Dionysoswelt, die tiefschauernd vergeht, und das Transzendieren in das himmlische Reich. An Stelle des lockenden «Komm, o komm zum stillen Grund!» steht jetzt der sehnende Ausruf: «Hinauf, ach hinauf!/Der Himmel ist offen,/Nimm, Vater, mich auf!» Gegenüber der schwülen, sinnlichen Welt leuchtet das kühle Reich der Sterne, der strahlenden Unsterblichkeit.

Die Hingabe an Dionysos ist Sünde und muß überwunden werden. Aus dem vorher von Dionysos Entzückten wird jetzt «der Umkehrende», der von der duftschwülen Zaubernacht nicht mehr gefangen wird und dem Christus den rechten Weg zum lichten Morgen zeigt. In diesem Zusammenhang erscheint bei Eichendorff häufig das Motiv der himmelwärts — steigenden Lerche, das immer mit einem beglückenden Erlebnis der Weite des Raumes verbunden ist, das sich im Schweben zwischen Himmel und Erde ausdrückt. Dieses Raumerlebnis geht auch auf eine Sprengung des fesselnden, einengenden, erstrebt eine Überwindung des Räumlichen überhaupt. Aber nun folgt keine magische Verwirrung, sondern der Flug der Gedanken in das strahlende Licht des Himmels. Auch dieser Weg der Raumüberwindung erfolgt aus einer letztlichen Unbefriedigung, aus der Heimatlosigkeit des Menschen im Irdischen. Am Ende steht immer die Ewigkeit, nach der die Sehnsucht zieht. Dem von ihr Erfüllten wird die Erde zur Bühne, zum Zauberwerk, zum Traum ohne rechte Realität. Die Natur ist zwar immer noch da, diese scheinbar so feste und wirkliche Welt besteht und lebt, aber sie wird in ihrer Scheinhaftigkeit erkannt und durchschaut, sie wird transparent, und die ewige Welt scheint durch. Für den in der christlichen Welt begründeten Menschen bedeutet die Nacht keine Gefahr mehr, ist der Wald nicht mehr der Ort dionysischer Verzauberung. Für ihn ist es schön, im Wald die Nacht zu verträumen; er hört in den dunklen Bäumen das alte Märchen hallen, er hört das irre Klagen in stiller Waldespracht, aber er bleibt treu und wach und erwartet fromm den lichten Morgen, der aber nicht ein gewöhnlicher nur ist: der Morgen der Unsterblichkeit scheint hinter ihm auf. — Das waldgrüne Revier, der Ursprung, der mütterliche Schoß ist aufgenommen und einbezogen in die christliche Welt und damit aus seiner gefährlichen Selbständigkeit erlöst.

O Trost der Welt, du stille Nacht!
Der Tag hat mich so müd' gemacht,
Das weite Meer schon dunkelt,
Laß ausruhn mich von Lust und Not,
Bis daß das ew'ge Morgenrot
Den stillen Wald durchfunkelt.

Die Nacht ist zur Trösterin geworden, die Natur ist durchgeistet und beseelt. Auch auf diesem christlichen Erlösungswege steht der Tod, aber er ist kein völliger Tod mehr, kein letztes Aufhören, nicht ein Eingang ins Nichts, sondern nur ein Durchgang ins wahre Leben. Nur die endliche Erscheinungsform des Menschen, die in das Gefängnis von Zeit und Raum gefesselte, hört auf, während der wahre Mensch ins ewige Licht eingeht.

Immer ist der Mensch bei Eichendorff vor die Entscheidung gestellt, in eine Situation, in der er sich bewähren muß. In diesem Ringen um die

beiden Seinsmöglichkeiten, um die Entscheidung kommt dem Dichter eine Aufgabe von größter Bedeutung zu. Er ist am meisten von allen Menschen dem Dionysischen ausgesetzt und offen, aus dessen zauberischem Dunkel gerade die lyrischen Quellen emporsteigen. Der Dichter taucht hinunter in den dionysischen Grund, er geht durch den Rausch hindurch, aber er versinkt nicht in der «märchenhaften, prächt'gen Zaubernacht». Er ist nie von Anfang an und nur christlicher Dichter, die andere Seite ist immer auch da, sie bildet geradezu die Voraussetzung für das tiefe, wahre Dichtertum. Aber er darf der Verlockung nicht dauernd erliegen, darf nicht ein irrer Spielmann werden. Er muß die Intensität des Erlebens bewahren und in die christliche Welt hinüberretten. In sechs herrlichen Sonetten stellt Eichendorff Wesen und Aufgabe des Dichters dar. Wohl ist er auch der von der dionysischen Wunderquelle Trunkene, auf der er selbst als Welle mitzieht, aber er geht nicht unter in ihr, er schwingt sich obenauf und schwebt in goldenem Nachen, «sich selber heilig opfernd in Gesängen». Er kann gar nicht untergehen, denn befreite Sehnsucht trägt ihn zum *oben* aufgeschlagenen Wunderlande; die von dort herklingenden Lieder haben ihn berührt, und so taucht er sein Leben in die Musik der Sterne. Der Dichter ist so beiden Seinsmöglichkeiten verpflichtet, er liebt die schöne Mutter Erde, die ihn geboren und den Himmel, der ihn auserkoren hat; für ihn aber hat er sich entschieden. Sein Dichten ist nicht rauschhafter Genuß, es ist auch nicht bloßes ästhetisches Spiel, «es ist des Lebens wahrhafte Geschichte». Aus der Verworrenheit, die den gewöhnlichen Menschen wie ein Kerker umschließt, richtet er sich zum blauen Himmel empor. Ihm ist von Gott das Wort gegeben, das kühn das Dunkelste benennt; «der Dichter ist das Herz der Welt». Damit wird er zum verantwortungsvollen Führer des Volkes auf der gefährlichen Lebensfahrt.

Es ist eine außerordentlich hohe Auffassung, die Eichendorff vom Dichter hat. Die aus ihr sich ergebenden Forderungen stellt er vor allem an sich selbst. Kein Dichter ist naturentzückter, ist dem Dionysischen offener als er. Dieses Grunderlebnis seines Dichtertums beginnt in seiner Jugend, in der unvergleichlichen Lubowitzer Zeit. Die fünf Gedichte an seinen geliebten Bruder Wilhelm künden vom Schloß auf stiller Höh', vom Garten, wo jeden Frühling der zauberische Spielmann mit seinen Liedern das Herz verlockt, und von den Strömen und Auen, deren Klänge «mit Wahnsinnesmacht die Seele umschlingen». — Aber auch seit seiner frühen Jugend ist Eichendorff gläubiger Christ, und das Christentum ist das andere Grunderlebnis seines Dichtertums. Es steht der verzehrenden Sehnsucht nach dionysischer Auflösung als höchste Forderung entgegen, die letztlich die Bestimmung des Menschen ausmacht. Das Ringen um die wahre Seinsform kann indessen nicht durch eine einmalige Entscheidung beendet werden. Immer von neuem stellt das Leben den Menschen vor die Entscheidung, immer neu muß er sich

bewähren. Diese Auseinandersetzung begleitet Eichendorff durch sein ganzes Leben, sie bildet das Grundthema seines Schaffens.

Mit der Eindeutigkeit seiner immer sich wiederholenden Entscheidung wird nun Eichendorffs einzigartige geistesgeschichtliche Stellung innerhalb der deutschen Romantik und des 19. Jahrhunderts überhaupt sichtbar. Er unterscheidet sich grundsätzlich von Kleist, der sich fast besinnungslos in den Strom des Gefühls, des ungeteilten Lebens wirft, und auch von Hölderlin, der die als Selbstüberhebung empfundene Vollendung im Geiste zerbricht und in das eine und unendliche Leben der Natur zurückführt. Er hebt sich deutlich ab von Novalis, der die christliche Erlösung als einen die Persönlichkeit auflösenden Rausch erlebt und Christliches mit Dionysischem untrennbar mischt. — In Eichendorff wird durch einen von höchstem Ethos erfüllten Geist das Dionysische überwunden, der romantische Entgrenzungsdrang auf den christlichen Erlösungsweg geleitet. Damit bewahrt er das romantische Wesen in sich vor dem Zurücksinken in das dämonisch-chaotische Dunkel eines längst überwundenen Weltbildes und bannt seine große Gefahr. Er steht so an wichtiger Stelle zu Beginn des großen Prozesses der Überwindung der Romantik. — Seine eigene, gereinigte, christliche, schließlich über jeder Zeitströmung stehende Romantik aber vertritt er unentwegt auch in einer ihr bereits feindlichen Zeit.

Trotz seiner Entscheidung für Christus, obgleich er den Zauberschleier der Maya durchschaut hat, wird Eichendorff nie vom Haß gegen die Welt erfüllt; er verschließt sich ihr nicht, er liebt sie, aber mit einer Liebe, die zugleich auch schon überwunden ist. Er führt den Leser durch den verlockenden Irrgarten der Welt in die Klarheit des Himmels. Er gleicht so dem Dichter Lothario in dem Roman «Dichter und ihre Gesellen», der trunken durch die Abgründe der dionysischen Zaubernacht geschritten ist und dann, nachdem er einen tiefen Blick in das Wesen dieser Welt getan hat, zum Ritter Christi wird und durch Stadt und Land seinen Weckruf erschallen läßt:

Waldwärts durch die Einsamkeit
Hört' ich über Tal und Klüften
Glocken in den stillen Lüften,
Wie aus fernem Morgen weit. —

An die Tore will ich schlagen,
An Palast und Hütten: Auf!
Flammend schon die Gipfel ragen,
Wachet auf, wacht auf, wacht auf!